Ein sensationeller Diamantendiebstahl.

Die Zeitungen berichten jetzt über die Verhandlung wegen jenes Diamantendiebstahls, der im Beginn dieses Jahres so außerordentliches Aufsehen erregt hatte. Mit fast ehrfürchtigem Staunen wird konstatirt, daß französische Diebe niemals so viel Kühnheit und Geschicklichkeit an den Tag gelegt hätten, wie die englischen Spitzbuben, die ein beträchtliches Vermögen, Diamanten für 246,000 Frks. ihren Besitzern vor deren Augen fortgenommen haben und damit entwischt sind. Wäre blos die Bekundung der Bestohlenen allein vorhanden, so könnte man an eine Sinnestäuschung derselben glauben, so unwahrscheinlich klingt der Sachverhalt, indeß bündige Beweismittel unterstützen ihre Angaben, sodaß trotz des Leugnens der Angeklagten die Schuldfrage nicht zweifelhaft sein kann.

Der Anklageakt erzählt: „Am 4. Januar 1882 erschien ein Mann, der nach Benehmen und Sprache als Engländer oder Amerikaner sofort zu erkennen war, in den Laden der Gold- und Juwelenhändlerin Grose Chauvet, rue des Capucines 20, und gab ein Medaillon zur Reparatur, welches er nach drei Tagen, am 7. Januar, abholen wollte. Er überreichte eine Visitenkarte mit der Inschrift: Colonel H. L. Gaston. B. S. A.

Am 7. Januar kam er wieder, nahm sein Medaillon in Empfang, bezahlte den Reparaturpreis und kaufte ein kleines silbernes Rauchservice im Werthe von 50 Franks. Zugleich wünschte er Diamanten zu sehen. Mehrere, die man ihm zeigte, schienen ihm zu gefallen, aber da er die Absicht äußerte, eine große Menge zu kaufen, so wurde ihm erklärt, daß zur Zeit eine genügende Auswahl kostbarer Steine nicht im Laden sei, man wolle aber in einigen Tagen eine hinlängliche Anzahl davon beschaffen. Am folgenden Tage begab sich Herr Chauvet in das Continental-Hotel, um dem vermeintlichen Colonel Gaston das gekaufte Service zu bringen. Es war zehn Uhr Morgens, er wurde in das Zimmer desselben geführt und fand dort den Colonel, der auf's Neue von dem beabsichtigten Diamantengeschäft zu sprechen begann und ihm auftrug, sich für den 10. Januar vorzubereiten, indem er besonders hervorhob, er werde gegen sofortige Baarzahlung kaufen. In der That erschien er am 10. Januar gegen Mittag im Laden, aber nur um eine telegraphische Depesche vorzuzeigen, die ihn unvermuthet anderweitig in Anspruch nahm, er verschob also die Besichtigung der Diamanten auf den folgenden Tag.

Erst am 14. Januar fand er sich gegen 2 Uhr ein, die der Frau Chauvet gehörigen Juwelen waren zur Stelle, ebenso zahlreiche andere, deren Verkauf ihr von Maklern übertragen worden war; die Prüfung und Auswahl konnte also sogleich beginnen. Beim Eintreten hielt er einen Reisesack von Juchtenleder in der Hand, den er rechts auf den Ladentisch legte, hierauf begann er, die kostbaren Steine zu wählen. Er stand aufrecht vor dem Ladentisch, Herr Chauvet, der Vater der Besitzerin stand neben ihm und überwachte seine Bewegungen. Frau Gros-Chauvet saß in der Nähe an einem Tisch und beobachtete ihn ebenfalls, während sie nach und nach die akzeptirten Steine in die Faktura eintrug. Die beiden Brüder Posno, welche für 50,000 Franks Diamanten geliefert hatten und deshalb an dem Erfolg des Geschäfts interessirt waren, hielten sich im Nebenzimmer auf, von wo sie den Fremden und seinen Reisesack erblicken konnten. Endlich kam auch der Kommis Josef Mongellez häufig nach dem Laden. Sobald der Colonel die Steine geprüft und akzeptirt hatte, hüllte Frau Chauvet, dieselben in Seidenpapier ein, gab sie ihm zurück und er legte sie in den Sack. Er schien übrigens sehr sachkundig zu sein und äußerte sich eingehend über jeden Diamanten, nachdem er ihn sorgfältig betrachtet hatte.

Gegen vier Uhr betrat eine andere Person, ebenfalls dem Anscheine nach ein Ausländer, den Laden und fragte nach dem Preise eines Paares Manchettenknöpfe, die im Schaufenster lagen. Um sie zu zeigen mußte Frau Chauvet den Oberst Gaston auf einige Minuten verlassen. Zu gleicher Zeit kam ein Herr und eine Dame in den Laden, die einige Tage zuvor eine Kette zum Ausbessern gegeben hatten und dieselbe jetzt forderten. Man vertröstete sie auf den Abend und sie entfernten sich sofort, nachdem sie kaum 2 Minuten sich im Laden aufgehalten hatten. Sie waren nur gekommen und wieder fortgegangen. Hierauf erklärte der Fremde, daß ihm die Manchettenknöpfe nicht gefielen und ging ebenfalls seines Weges. Nunmehr war Frau Chauvet wieder mit dem Colonel allein, der seine Auslese fortsetzte. Es war vier-dreiviertel Uhr, als er damit aufhörte, er fühlte mit der Hand nochmals in den Sack, als wolle er alle Gegenstände betasten und zurecht legen, verschloß den Sack, steckte die Schlüssel in die Tasche und verlangte seine Rechnung. Dieselbe war, da stets laufend eingetragen worden war, sogleich fertig. Um zu bezahlen, zog er aus seiner Tasche ein Packet mit Checkformularen und begann eines auszufüllen, besann sich aber wieder und erklärte, er wolle das Geld selbst bei Cook holen und baar bezahlen. Auf besonderen Wunsch der Frau Chauvet, die ausländische Münzen oder Werthpapiere sich verbat, versprach er in französischen Banknoten zu zahlen, übergab der Dame seinen Sack und empfahl, ihn sorgfältig aufzubewahren. „Es lohnt schon der Mühe," bemerkte er und ging fort.

Frau Ch. schickte ihm den Ladendiener nach, und dieser sah, wie G. in höchster Eile davonlief und sich nach allen Richtungen umblickte. In Folge einer Stauung des Wagenverkehrs verlor er ihn jedoch am Boulevard Malesherbes aus den Augen. Als der Fremde um siebeneinhalb Uhr Abends noch nicht zurückgekehrt war, begann man im Chauvet'schen Laden sehr besorgt zu werden. Um acht Uhr endlich hielt es die Dame nicht länger aus, sie ließ von unbetheiligten dritten Personen den Sack öffnen. Mit fieberhafter Unruhe griff sie nach dem Inhalt desselben, sie fand zu ihrem Entsetzen nichts als ein Diadem von Zink und kleine Ziegelstücke, wohlverpackt in Seidenpapier. Der Betrag der Faktura erreichte die Höhe von 246,000 Franks, um welche nicht die Klägerin allein geschädigt war, sondern noch mehrere andere Händler, die ihr die Diamanten in Commission gegeben hatten. Frau Gros-Chauvet verpflichtete sich indeß freiwillig, den Schaden allein zu tragen.

Nach der Ansicht der Dame hatten sich vier Personen zur Ausführung des Diebstahls verbündet, die Vorbereitung hatte der falsche Colonel Gaston übernommen, an die Stelle des von ihm mitgebrachten Sackes, der die Steine enthielt, war entweder von dem Fremden, der die Manchettenknöpfe besichtigte, oder von den Leuten, die nach der Kette fragten, ein vollständig ähnlicher untergeschoben worden. Der Colonel selbst trug nichts in der Hand, als er den Laden verließ, woraus mit Nothwendigkeit folgt, daß der Sack mit den Edelsteinen von einer der drei anderen Personen gestohlen worden ist. Wie die Durchsteckerei unter den Augen von fünf Personen, die theils im Laden, theils im Nebenzimmer sich aufhielten, bewerkstelligt werden konnte, vermochte Niemand zu erklären. Aber das Ergebniß war nichtsdestoweniger sicher und bezeugte zugleich die unerhörte Keckheit und erstaunliche Geschicklichkeit der Schuldigen.

Die Thäter blieben lange Zeit unbekannt. Anfang März verhaftete die Polizei zu Brüssel auf Anzeige der Pariser Sicherheitsbehörde, mehrere angeblich von der englischen Justiz als Diamanten-Diebe gesuchte Personen, darunter einen gewissen Watson und das Fulton'sche Ehepaar. Da verschiedene Zeichen darauf schließen, daß sie das Verbrechen zu Paris begangen haben könnten, wurde Frau Gros-Chauvet davon benachrichtigt und kam nach Brüssel. Sie wurde mit den Verhafteten confrontirt und erkannte in der Person des Watson sofort jenen Mann wieder, der sie als Colonel Gaston ausgeplündert hatte. Andererseits erkannte sie unter Beihilfe von Sachverständigen zwei bei Fulton gefundene Diamanten als ihr geraubtes Eigenthum wieder.

Die Angeklagten Watson und Fulton mußten in Belgien noch wegen des Widerstandes, den sie bei ihrer Verhaftung geleistet hatten, eine Strafe verbüßen und wurden am 6. Juni nach Frankreich ausgeliefert. Auch Herr Chauvet erkannte Watson auf das Bestimmteste wieder, ebenso äußerten sich die anderen Personen und auch das Personal des Continental-Hotels. Das von dem diebischen Käufer aufgesetzte Verzeichniß der gekauften Steine, welches er im Laden zurückgelassen hatte, weist Schriftzüge gleich denen von der Hand Watson's auf, kurz es lagen diese und zahlreiche andere erdrückende Beweise vor. Trotzdem leugnete er hartnäckig seine Theilnahme an der That.

Fulton hingegen, der von keinem Zeugen rekognoszirt wurde, legte ein offenes Geständniß ab und schilderte die Vorgänge vom 11. Januar mit Angabe der Vertheilung der Rollen an die einzelnen Persönlichkeiten. Er hatte seinen Mitschuldigen in einem englischen Gefängniß kennen gelernt, wo jeder von ihnen eine Strafe verbüßte, Watson eine solche von zwanzig Jahren. In London fand er ihn später am 24. Dezember bei einem gewissen Felthem wieder und die Beiden forderten ihn auf, mit nach Paris zu reisen. Zur Partie gehörte noch das Coffee'sche Ehepaar. Sie reisten einzeln bis Folkestone, bestiegen gemeinschaftlich das Schiff und logirten in Paris wiederum, um jeden Argwohn zu zerstreuen, in verschiedenen Hotels. Des Abends kamen sie zusammen und nun wurde Fulton in den Plan eingeweiht; der Laden, welcher bestohlen werden sollte, wurde gewählt und um die Oertlichkeiten kennen zu lernen, sollten Watson und ebenso das Coffee'sche Ehepaar Schmucksachen dorthin zur Reparatur tragen. Dies geschah auch. Am 11. Januar kam Watson gegen zwei Uhr zu Chauvet und begann den Sack zu füllen, um vier Uhr kamen fast gleichzeitig Felthem und hinter ihm die Coffee'schen Eheleute in den Laden. Während Felthem die Frau Chauvet beschäftigte, bewirkte Frau Coffee den Umtausch der Säcke und ging alsbald mit ihrem Manne fort. Auch Watson entfernte sich nicht viel später. Fulton selbst war der Aufpasser, er hielt sich draußen auf der Straße auf und sah durch die Spiegel des Ladens alles, was vorfiel. Am Abend trafen sich alle im Hotel du Louvre und reisten noch in derselben Nacht nach England. Am 12. Januar kamen sie in London an, Felthem, der bis dahin die Juwelen getragen hatte, nahm sie mit sich in seine Wohnung und verkaufte sie hauptsächlich an einen gewissen Johann Carr für 2600 Pfund Sterling. Watson, Felthem, Coffee und seine Frau erhielten nach Angaben Fulton's etwa je 700 Pfund. Fulton erhielt auf seinen Theil 100 Pfund englisch, 30 Livres in französischer Münze und kaufte außerdem für 120 Franks die beiden Diamanten, die ihm in Brüssel abgenommen worden waren.

Fulton's Ehefrau wurde von keinem Zeugen erkannt. Nach ihrer Angabe war sie am 11. Januar überhaupt nicht in Paris und hat auch nichts von den gestohlenen Gegenständen erhalten. Gegen sie liegt kein Schuldbeweis vor. Der materielle Verlust, den Frau Ch. erlitten hat, wird von Sachverständigen auf 145,780 Franks geschätzt, vermindert sich aber durch die in Brüssel entdeckten beiden Steine um 10,000 Franks.

Die Gerichtsverhandlung führte in allen Punkten zu einer Bestätigung der Ausführung der Anklageschrift, sodaß Watson, der seine Identität mit Gaston und selbst jede Kenntniß der französischen Sprache ableugnete, sich vergeblich bemühte. Seitens des öffentlichen Ministeriums wurde die Verhängung des höchsten gesetzlich zulässigen Strafmaßes gegen beide Angeklagte in Antrag gebracht; Fulton erhielt jedoch nur vier Jahre, während Watson das Maximum fünf Jahre Gefängniß erhielt. Beide wurden noch unter Polizeiaufsicht gestellt.

„Wie hat Ihnen gestern das Quartett gefallen?"

„Ganz gut, nur schade, daß es so schwach besetzt war!"

Das wahrhafte Muster eines Parlamentes,

einen Landtag ohne Zweifel so recht nach dem Herzen gewisser auch nicht-türkischer Volksbeglücker besaß seiner Zeit Bosnien. Jedenfalls um dem übrigen Europa den Beweis zu liefern, daß man auch in der Türkei verstehe, konstitutionell zu regieren, hatte nämlich der Sultan für Bosnien um die Mitte der sechziger Jahre unseres Jahrhunderts bekanntlich ein Parlamentsstatut erlassen. Von der Thätigkeit des infolge dessen in Serajewo zusammentretenden Parlaments ist freilich nicht allzu viel zu erzählen, da die Sitzungen desselben geheim waren, und selbst die offiziellen Blätter der Regierung, wie z. B. der in serbischer und türkischer Sprache erscheinende „Bosanski viestnik" sich vollständig über die Verhandlungen der Abgeordneten ausschwiegen. Es war ja auch vollständig genug für das bosnische Volk, zu wissen — oder vielleicht auch, um nicht zu wissen —, daß es einen Landtag besaß. Durch die landesherrliche Fürsorge war sogar dafür gesorgt, daß, was die Wahl seiner Vertreter anbetraf, das Volk jeglicher Aufregung und jeglicher Sorge über die Personen der in das Parlament zu entsendenden Abgeordneten gänzlich überhoben war. Jeder der sieben Bezirke des Landes schickte drei Abgeordnete — zwei Türken und einen Christen —, und der betreffende Bezirksvorsteher wählte aus den Beamten seines Sprengels drei Männer aus, die als Volksvertreter in das Parlament geschickt wurden. Die Fürsorglichkeit ging indeß noch weiter: Bevor die also zu Volksvertretern nominirten Herren in die parlamentarischen Hallen eintreten durften, wurden sie vom Bezier noch einmal gemustert und nach ihren Konduitenlisten beurtheilt; nöthigenfalls, wenn sie dem Herrn Pascha nicht gefielen, mußten sie wieder gehen, wo sie hergekommen waren, und es ward statt ihrer eine Neuwahl ausgeschrieben. Auch Diäten bezogen die Herren Abgeordneten nicht, sondern nur ihr Beamtengehalt. — Als Präsident des Parlaments fungirte der Bezier, dem die Mitglieder des Hauses beim Eintritt in dasselbe so wie beim Verlassen desselben den Saum seines Kleides zu küssen hatten. Die Sitzungen begannen und schlossen mit einem Gebet für die Gesundheit des Sultans, dessen Schatten, wie es orientalisch offiziell hieß, allein schon alle Segnungen bringe. Nach dem Gebet wurden den Herren Abgeordneten Pfeifen herumgereicht, gefüllt mit den feinsten türkischen Tabak, und die christlichen Mitglieder des Parlamentes waren verpflichtet, sowohl dieses Geschäft zu besorgen, als auch die bereits gestopften Tschibuks ihrer türkischen Kollegen anzuzünden. Darauf ward schwarzer Kaffee, ebenfalls von feinster Sorte, servirt, und hierauf dann die Sitzung eröffnet. Von den bekannten occidentalischen Kleinigkeiten, wie Sitzungsprotokollen, Ausschußberichten 2c. war keine Rede. Ebenso wenig gab es eine Debatte; denn die Türken bewahrten ihren bekannten Ruf der Wortknappheit und die wenigen christlichen Parlamentsmitglieder verstanden theils die türkische Verhandlungssprache nicht, theils aber verstanden sie jedenfalls ihre Stellung auch viel zu gut, um sich in anderer Weise zu betheiligen denn als „schweigende" Kollegen jener ersteren. Der Bezier trug die Tagesordnung der Reihe nach vor, und die Herren Abgeordneten riefen nach jedem Alinea, sich tief bis zur Erde verneigend „Evet efendum" (ja Herr) und „peki peki" (gut, gut). — Nachdem das Parlament wieder entlassen war, verschwanden auf ganz natürliche Weise auch alle Spuren seiner Thätigkeit; denn der Bezier hatte Wichtigeres zu thun, als sich nun noch viel an das parlamentarische, so melancholische peki, peki zu erinnern.

Der „geschubbste" Nachtwächter.

Berlin befand sich im Zeichen des Bocks; schaarenweise pilgerten bierverständige und unverständige Bockvertilger durch die Belleallianceстraße, meist mit der berechtigten Eigenthümlichkeit schwer Bekneipter behaftet. Ganz besonders that sich eine Gruppe junger Leute hervor, die in ihrer Bierlaune Straßenpassanten verhöhnten und belästigten, bis endlich eine Dame den Schutz eines Nachtwächters in Anspruch nahm. Der pflichterfüllte nächtliche Diener des Gesetzes griff ins volle Menschenleben hinein, erfaßte ohne Ansehen der Person einen der Ruhestörer und schickte sich an, seinen Gefangenen dem nächsten ihm begegnenden Schutzmann zu übergeben, um wenigstens das Nationale eines der Ruhestörer feststellen zu lassen. Einen weiteren Fang zu machen, wäre ihm übrigens auch nicht gelungen, denn im Nu waren die Uebrigen in alle Himmelsgegenden zerstoben. Aber es scheint, als wenn sie sich bald wieder gesammelt und einen Plan zur Befreiung ihres Freundes ausgesonnen hätten. Diese Auffassung hatte wenigstens der Nachtwächter, der vor dem Schöffengericht die Sache, wie folgt, nun weiter vorträgt: Wie ick so janz ruhig mit meinem Arrestanten die Belljangststraße lang jing, ick hatte ihm an meine Rechte, bums, fliejt uf eenmal der Anjeklagte an meine linke Seite und versetzt mir eenen so ekligen Schubbs, dat ick seinen Freund loslassen muß und dieser mich ausrückt; aber ich hatte Jeistesjejenwart jenug, um den Andern festzuhalten, und wünsche, dat Sie ihm det jehörig besorjen, eenen Beamten uf so 'ne ausverschämte Weise beleidigt und eenen Jefangenen befreit zu haben. Vors.: Sind Sie denn aber auch Ihrer Sache gewiß, daß der Angeklagte zu jenen jungen Leuten gehört hat, von denen Sie Einen verhafteten? Vielleicht war das ein zufälliges Zusammentreffen und wie wollen Sie denn so bestimmt behaupten, daß der Angeklagte damit einverstanden war, an Sie geschleudert zu werden?

Zeuge: Herr Präsident, wenn mir Eener uf 'n Andern schubbst, denn muß ick oock dabei sind und jejen meinen Willen kann das Keener dhun. Und ob das Eener von die Radaumacher jewesen, schwören kann ick dadruf zwar nich, aber et wird woll stimmen. Die janze Jeschichte dauert ja nich lange und elektrische Beleuchtung haben wir in die Belljangststraße noch nich, so janz jenau kann ick ihm nich rekognosziren. Der Herr Staatsanwalt hält trotz des etwas unsicheren Zeugenbeweises die Anklage aufrecht und beantragt gegen den Angeklagten Schnarnecker eine Geldstrafe in Höhe von 20 Mark. Vors.: Angeklagter, haben Sie noch etwas zu Ihrer Vertheidigung anzuführen? Angekl.: Erstens bin ich in der ganzen Affaire nur passiv gewesen, denn ich wurde gestoßen, um aber eine Strafthat zu begehen, muß man doch selbst aktiv sein; eine Veranlassung, den Wächter zu belästigen, hatte ich nicht, und die Herren, von denen derselbe sprach, sind mir gänzlich unbekannt. — Der Gerichtshof hielt die Sache zum Theil für nicht genügend aufgeklärt, anderentheils wurde die Ansicht des Angeklagten, er habe in der ganzen Affaire keine aktive Rolle gespielt, als richtig anerkannt, seine Freisprechung daher beschlossen. Der „geschubbste" Nachtwächter verließ kopfschüttelnd den Gerichtssaal und murmelte auf dem Korridor vor sich hin: Wat, nich aktiv — et steht doch in die Akten."

Großartige Correcturen der Gestaltung der Erdoberfläche

sind jetzt an der Tagesordnung. Der Canal von Suez hat die südlichen Theile des Asiatischen Continents Europa genähert; der Canal von Panama wird Nord- von Südamerika scheiden; ein Canal soll den Isthmus von Korinth durchbrechen; den Zuydersee hat man dem Meere abgewonnen; die Sahara wird vielleicht dereinst ein Binnenmeer des Afrikanischen Continents bilden; unter den Riesen der Alpen hinweg führen meilenlange Tunnels und gestatten der Locomotive die Verbindung zwischen den sich davorlagernden Ebenen herzustellen; ein Tunnel soll die Inseleigenschaft Englands beeinträchtigen und unter dem schützenden silver streak hinweg einen Weg von Frankreich nach England bahnen; ein anderer Tunnel soll unter der Meerenge von Messina das Festland Italiens mit Sicilien verknüpfen. — Und immer neue Projecte tauchen zu weiteren großartigen Unternehmungen ähnlicher Art auf; dazu gehört der Bau eines Canals zur Verbindung des Busens von Biscaya mit dem Mittelmeer. Das französische „Journal officiel" brachte neuerdings ein Decret zur Bildung einer Commission von 38 Mitgliedern, bestehend aus Beamten der Ministerien, Deputirten, Senatoren und Civilingenieuren, mit dem Auftrage, das Project eines Canals zwischen dem Biscayischen Busen und dem Mittelmeere zu begutachten. Nach dem Project soll ein Canal zwischen Bordeaux und Narbonne einer Breite von 407 Kilometern und einer Breite von 56—80 Metern erbaut werden; der Entwurf schätzt die Kosten auf 550 Millionen Francs. Eine Commission hat aber die Herstellung des Canals auf mindestens 1100 Millionen veranschlagt und angegeben, daß durch die Anlage der erforderlichen Werke an den Endpunkten des Canals sich die Kosten auf 1500 Millionen Francs steigern würden. Die Bearbeiter des Entwurfs behaupten, daß ihre Rechnung richtig sei, Verhandlungen mit den örtlichen Handelskammern haben kein entscheidendes Resultat ergeben, jetzt soll die neue Commission Ermittelungen anstellen, um ein Urtheil über die Nützlichkeit des Canals im Verhältniß zu seinen Kosten zu gewinnen. Ueber die militärische Bedeutung eines Canals von Bordeaux nach Narbonne kann ein Zweifel wohl nicht bestehen.

Aphorismen.

Von Josh Billings.

Jeder Mensch darf sich mindestens eines Bewunderers rühmen.

Man kann nicht mit Bestimmtheit auf Erfolg zählen, es sei denn, ein Mensch nehme sich vor, ein Narr zu werden. In dieser Branche habe ich Erfolge erlebt, welche die eigenen Erwartungen bei Weitem übertrafen.

Wenn ich eine Schlange aufheben wollte, so würde ich sie bestimmt am hinteren Ende anpacken. Auf dieselbe Weise mache ich es mit allen meinen Objekten; ich finde sie dort am wenigsten bewacht.

Höflichkeit ist die Kunst, vor den Leuten niederzuknieen, ohne sich die Hosen schmutzig zu machen.

Der Schlaue sieht durch ein Mikroskop, der Weise durch ein Teleskop.

Wer niemals in Versuchung war, weiß nicht, wie unehrlich er ist.

Siebzig Jahre sind dem Menschen bestimmt, und das ist auch vollständig genug. Wenn er in dieser Zeit nicht alles Elend erdulden kann, wonach es ihn verlangt, dann muß er empfindungslos sein.

Die Schönheit ist die Melodie der Gesichtszüge.

Wenn Du gar nichts zu thun hast, thue es sofort. Das ist die Art Geschäftigkeit zu erlernen.

Wo die Religion ein Geschäft ist, ist die Moralität eine Waare.

Die Hoffnung ist ein Wechsel auf die Zukunft, der selten acceptirt, sondern meistens prolongirt wird.

Ein Geheimniß gleicht einem schmerzenden Zahne; beide lassen uns keine Ruhe, bis sie heraus sind.

Die dümmsten Thiere sind die eigensinnigsten. Ob es wohl bei den Menschen ebenso sein mag?

Ich bemerkte zuerst, daß ich alt wurde, als ich mich dabei ertappte, wie ich meinen Bekannten dieselbe Geschichte zum zweiten Male erzählte.

Willst Du eine schöne Generalansicht von dem Charakter eines Menschen erlangen, so suche zu erfahren, wie er über seinen Nächsten denkt.

Wir lachen über die Schafe, weil alle das nachmachen, was ihnen der Leithammel vormacht, gleichviel wie absurd dies sein mag. Ich vermuthe, daß die Schafe ebenso über uns lachen, wenn sie uns ein Gleiches thun sehen.

Ist der Tod ein Uebel, dann ist die Geburt ein noch größeres.

Der Irrthum schlüpft durch eine Spalte, während die Wahrheit in einem Scheunenthor stecken bleibt.

Unter den Heiden giebt es weder Sekten, noch Religionskämpfe. Sie kochen sämmtlich den Missionär nach demselben Rezept.

In demselben Verhältniß, wie zu dem einen Ende einer Kirche das Ceremoniel hereinkriecht, schlüpft die Frömmigkeit zum andern Ende hinaus.

Diejenigen, welche die wenigsten Fehler haben, sehen auch an Anderen die wenigsten.

Der Mensch, welcher keinen einzigen Feind besitzt, ist wahrhaft arm.

Wer die Lehren nicht befolgt, welche er predigt, der ist um nichts besser als die Klapperschlange, die erst warnt und dann angreift.

Die arme Menschennatur ist zu sehr eigenen Leides voll, um Mitleid für Andere übrig zu haben. Zeige Jemandem das große Geschwür an Deinem Arm, und er wird Dir erzählen, daß er vergangenes Jahr ein zweimal so großes an der nämlichen Stelle hatte.

Die Werke der Natur machen darum einen so tiefen Eindruck, weil sie sämmtlich Ideen repräsentiren.

Eine Frau um ihres Geldes willen heirathen, heißt eine Rattenfalle aufstellen und den eigenen Finger als Köder hineinstecken.

Lieber wollte ich eine Nase von sieben und einem halben Zoll Länge — im Lichten — haben, als der hübscheste Mann in unserm Kreise sein. Denn im ersteren Fall würde ich mich bemühen, meine Nase durch andere gute Eigenschaften abzukürzen, während mir im zweiten mein Spiegel schwerlich sagen würde, daß ich ein Narr sei.

Ebenso wollte ich lieber mein ganzes Leben lang auf die Zeit warten, wo ich einmal eine Equipage besitzen werde, als ein einziges Mal auf diejenige zurückblicken, wo ich eine solche hatte.

Die meisten Menschen gleichen den Ratten — sie leben von Beute und verlassen ein sinkendes Schiff.

Wir haben Professoren, welche die Kunst lehren, richtig zu sprechen. Warum haben wir nicht auch solche, die uns unterweisen, wie man geduldig zuhört?

Sehr Viele benutzen die Religion wie einen Schwimmgürtel — nur in der höchsten Noth, und dann legen sie dieselbe meist auf verkehrte Art an.

Ich habe schon oft von Leuten gehört, welche der Welt überdrüssig wurden und sich in die Einsamkeit zurückzogen, aber noch niemals von einem Comite, daß die Welt an sie abgeschickt hätte, um ihnen seine Aufwartung zu machen und sie zu ersuchen, zurückzukehren.

Das Genie ist ein natürliches Reservoir, aber das Talent muß beständig vollgepumpt werden.

Siegelindus und Eulalia.

Beide weinten.

Als er aufhörte, fing sie erst recht zu schluchzen an. So unterhielten sie sich eine geraume Zeit, die Hände in einander gelegt. Der Abend war auch gar zu schön und hatte die Liebenden so weich gestimmt.

„Könnt' ich," unterbrach er auf einmal die Stille, — „könnt' ich meine Seele in meine Thränen gießen und mein Leben in Deines und wäre dann nicht mehr."

Sie aber hob ihr thränenumflortes Auge zu den monddeschienenen Blättern der westumsäuselten Jasminlaube (denn das sieht auch der Mindergebildete ein, daß Verliebte in einer Jasminlaube zu sitzen pflegen) und lispelte entgegen: „Was wäre ich ohne Dich, wenn Du nicht bist, bin ich auch nicht."

„Ein Himmel, eine Welt, ein Abgrund liegt in Deinen Worten," ruft er klagend aus und vom nahen Teich herüber klang melodisch der liebliche Abendgesang der Unken und Frösche und Grillen-Gezirpe; denn keine Nachtigall war in der ganzen Gegend aufzutreiben.

„Ja lieber Siegelindus, Du weißt noch nicht," fing jetzt Eulalia an, so hieß die Geliebte," daß der Onkel unsere Heirath nicht zugiebt."

Bei dem Worte Heirath schrak er sichtlich zusammen, weinte heftig und wollte fort (die Frösche aber quackten).

Eulalia, die ihren Shakespeare gelesen hatte, kam nicht aus der Fassung und schrie kaum hörbar:

„Bleibe doch, der Tag ist ja noch fern, es war die Nachtigall und nicht die Lerche, die eben jetzt Dein banges Ohr durchdrang."

Er blieb. Eine schreckliche Pause trat ein, sie winselte leise.

„Was winselst Du?" frug er.

„Uns bleibt nichts, als der Tod," stöhnte Eulalia. Er nickte stumm und mit der Fassung eines Seneca und Muthe eines Scävola holt er aus der linken Rocktasche seines hellblauen Werther-fraches einen Pack seiner Thränenlieder und las sie jammernd vor.

Beim 196 Stück a 8 Zeilen hatte sie sich zu Tode geweint.

„Warum fühl' ich nichts?" ruft er wie der luisische Ferdinand, — „will die Kraft meiner Jugend mich retten? Undankbare Mühe!"

Er las fort bis Nr. 249, da brach auch ihm das Auge und er folgte seiner Eulalia.

— Chinesische Naivetät. Die „Pekinger Zeitung" vom 14. Juli schreibt wörtlich; „Nach einer mehrwöchentlichen Dürre ging gestern Mittags über die Hauptstadt und ihre Umgebung ein ausgiebiger Regen nieder. Alles erfrischte sich an den herabströmenden Fluthen, und man fragte sich gegenseitig, wem dieses himmlische Geschenk zu danken sei. Wie man uns berichtet, war es kein Anderer, als unser erhabener Herr und Gebieter, der uns den Regen gebracht hat. Gestern Morgens gab er nämlich Befehl, seine Galasänfte in Bereitschaft zu halten, da er heute im Ta-Nautien (Tempel des Schnee- und Regengottes) seine Andacht verrichten werde, um dem Reiche einen Regen zu bescheeren. Kaum hatte sich unser erhabener Gebieter vor dem Bilde dieses Gottes niedergeworfen und zu beten begonnen, öffnete der Himmel auch schon seine Schleusen und schickte einen befruchtenden Regen auf die Erde herab. Es zeigt dies recht deutlich, wie beliebt unser Kaiser jetzt bei den Göttern ist, und wie bereitwillig sie alle seine Wünsche erfüllen."

Die Auswanderer.

„O sprecht, warum zogt ihr von dannen?"
F. Freiligrath.

Der Winter naht, und traurig wirft die Erde
Von sich des Sommers buntes Festgewand;
Vorüber ist nun Hitze und Beschwerde,
Doch auch des Jahres schönster Zauber schwand.
Kurz wird der Tag; der Landmann säumt nicht länger
Und heimset ein den Segen der Natur;
Zur Reise schaaren sich des Waldes Sänger,
Und einsam treibt der Hirt auf weiter Flur. — —

Mein Vaterland! darf ich dir offen sagen,
Welch' herb' Gefühl mir durch die Seele brennt? —
Wie deine Jahreszeit in diesen Tagen
Man auf den Blättern der Geschichte nennt? — —
Sieh, deine Sonne senkt sich tief und tiefer,
Weil dichter Nebel steigt aus Sumpf und Moor;
Und ihre Strahlen brechen schief und schiefer
Und selten nur durch Nachtgewölk hervor.

Es wird schon kalt und leer auf deinen Auen;
Dahin der Lenz, des Sommers Farbenpracht;
Auf Baum und Strauch ist keine Frucht zu schauen: —
Hast du schon in die Speicher sie gebracht?
Wie, oder riß vielleicht des Sommers Schwüle
Die grünen Früchte dir vom welken Zweig?
Erstickte gar des Frühlings nächt'ge Kühle
Im jungen Keim schon Blüth' und Frucht zugleich??

Und deiner Wälder buntbelebte Räume,
Wie sind verlassen sie, wie öd, wie kahl!
Der Herbstwind jagt das fahle Laub der Bäume
Mit Hohngelächter über Berg und Thal.
Wo sind die Sänger, die im Eichenhaine
Anhoben tausendstimmigen Gesang,
Daß laut vom Frühroth bis zum Abendscheine
Durch Feld und Wald der Liebeszauber klang? —

Doch horch! Sind das nicht heimathlicher Klage
Accorde, die im Abendwind verweh'n?
Und wer sind die, die dort noch spät am Tage
In grauer Ferne still und einsam geh'n? — —
Ach! Deine treuesten Sänger, deine besten,
Sie sind's, die, mit der Harfe in der Hand,
Gesenkten Hauptes zieh'n nach Süd und Westen,
Und dich beweinen, deutsches Vaterland!

Auf fremder Erde athmen sie nun freier,
Im kühlen Schatten müde hingestreckt,
Indeß oft aus den Saiten ihrer Leyer
Der Zephyr spielend alte Klänge weckt.
Und wollt Ihr wissen, warum die Asceten
Der Freiheit nicht Ein Vaterland vereint,
So fragt, warum einst Israels Propheten
An Babels Strand und Salems Schutt geweint!

Georg Scherer.

POST FESTUM.

Ob die Geschichte wahr, die wir hier erzählen, möchten wir nicht verbürgen; es müßten auch nicht gerade Schwaben sein, denen sie passirt, denn eines gesunden Durstes schämt sich kein braver Sängersmann. Aber ein gutes Sprüchlein bilden die harmlosen Verse, die der „Bote aus den sechs Aemtern" als eine Historie vom Hamburger Sängerfest zum Besten giebt. Sie sind als die „Neuesten Schwabenstreiche" bezeichnet und lauten:

Die Schwabe habe immer Durst,
Besonders die, wo singe.
Von selle könne wieder wir
E Schwabestückle bringe.

In Hamburg bei dem Sängerfest
Hätt sie das Singe troffe,
Do sind sie, um zu stärke sich,
Zuerst in a Bräuhaus g'loffe.

Do hen sie sich so arg verpickt
Beim delicate Tropfe,
Daß ihne g'stiege in den Kopf
Der starke guate Hopfe.

Sie hen si nimmer z'singe traut,
Hent g'sehn nit mehr die Note
Und zu de Ausschußherre hent
Se drum hing'schickt en Bote:

„De Schwabe habe si verhockt
Beim Bierle und thun schätze,
Sie könnt'n Kammerlanders Lied
Verhunze und verpetze.

Drum bleibe hocke sie beim Bier,
Man soll es nit verüble,
Sie singe schon a andersmal
Wenn's hell im Oberstüble."

Da, wie's der Bot ausg'richt het,
Lacht Alles, hält das Bäuchle
Und sagt: „Es gehe halt ne aus
Die nette Schwabestreichle!"

Guter Rath.

„Hören Sie, Meister! Ich brauche zu einer Fußreise ein Paar tüchtige Stiefel, recht bequem, nicht zu schwer. Was meinen Sie? rathen Sie mir zu kalbsledernen oder rindsledernen?"

„Je nu freilich — Kalbsleder ist immer nur Kalbsleder, nu un Rindsleder — ja — das is freilich nur Rindsleder, ja. Na, da wollen mir weiter keene Sache machen; nu brauchen Sie mir nur zu sagen, was Sie für welche haben wollen."

In Sachen der Schönheitsprämien.

Wir Endesunterzeichneten haben uns wiederholt bemüht, zur Ehre der Frauen in die Saiten zu greifen, ohne daß es uns gelungen wäre, das Lob des schönen Geschlechts zu erschöpfen. Dies ist nicht unsere Schuld, da die Einrichtung der Schönheits-Concurrenzen zu unserer Zeit noch nicht existirte. Nunmehr aber bitten wir um die Erlaubniß, das Versäumte nachtragen zu dürfen, und ersuchen unsere Leser, in unseren Werken die nachstehenden verbesserten Lesarten eintragen zu wollen:

Und herrlich, in der Jugend Prangen,
Wie ein Gebild aus Himmelsgöh'n
Mit Schönheitsprämien vollbehangen,
Sieht er die Jungfrau vor sich stehen.

Du hast Diamanten und Perlen,
Hast Alles was Menschenbegehr,
Du hast ja die Schönheitsmedaille —
Mein Liebchen, was willst du mehr?

Schiller und Heine, selige Dichter.

Philonures.

Dionys, der Tyrann, trug heißen Wunsch,
Als Musensohn zu gelten.
Wenn solch' ein Großherr Verse macht,
Wer wagt's, ihn je zu schelten?

Philoxenus, der Dichter, that's,
Ein unerschrockener Richter:
„Ihr mögt ein guter Feldherr sein,
Doch seid Ihr ein schlechter Dichter." —

„Das sollst Du bereuen im Kerker tief,
Von Phöbus' Licht geschieden."
Es ließ der wüthige Verseschmied
Dem Dichter Ketten schmieden. —

Und schmiedete bald ein neu Gedicht
Und ließ ihn befrei'n in Gna